

Mörder, Stricher und Junkies als Nachbarn

Neues Buch Christine und Christian Schneider aus Basel lebten in den Slums von Manila und schrieben darüber ein Buch

VON ROLF ZENKLUSEN

Auf sechs Quadratmetern in einem Elendsviertel zu leben, ist nicht jedermanns Sache. Darauf eingelassen hat sich die Basler Familie Schneider. Als sie in die philippinische Hauptstadt Manila zog, um dort Entwicklungshilfe zu leisten, war die Tochter Isabelle gerade ein Jahr alt. «Wir haben gemerkt, dass sechs Quadratmeter nicht reichen», erzählt der Pflegefachmann Christian Schneider (54). So liess die Familie ihre Hütte aus Sperrholz und Wellblech vergrössern und konnte sich danach auf zwölf Quadratmetern «ausbreiten».

Manchmal Abstand gebraucht

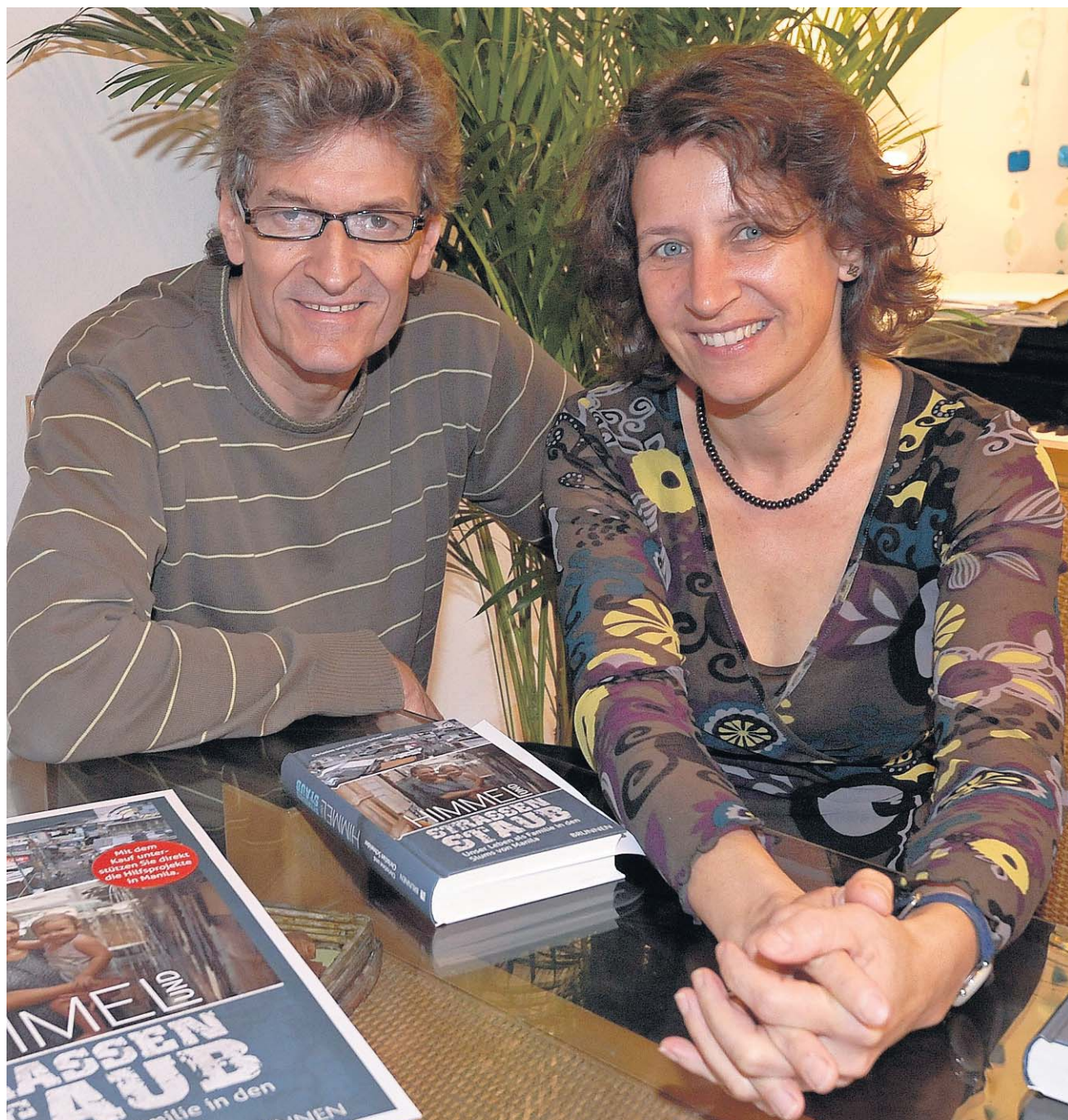
Auf Ventilator und Kühlschrank – Annehmlichkeiten, die sich die Slumbewohner nicht leisten können – mochten die Basler nicht verzichten. «Sonst lebten wir aber im Slum mit den Einheimischen und wie die Einheimischen. So zeigten wir ihnen unsere Wertschätzung», sagt Christian Schneider. Ausserhalb des Slums zu leben, wäre zynisch gewesen, ergänzt Ehefrau Christine (48), von Beruf Lehrerin.

«Wir lebten im Slum mit den Einheimischen und wie die Einheimischen. So zeigten wir unsere Wertschätzung.»

Christian Schneider, Co-Autor

Das Paar gibt zu, es habe immer wieder Momente gegeben, in denen sie ausbrechen mussten aus dem Elend. «Dann sind wir in die Ferien gefahren oder einige Tage in ein besseres Quartier von Manila gezogen.»

Die Kraft für das Leben im Elend und in der Nähe einer Müllhalde schöpfte das Paar aus dem christlichen Glauben, dem Gebet und der Erkenntnis, dass die Lebensfreude bei den armen Leuten trotzdem vorhanden ist. Zuerst waren es kleine Erfolge, die die Basler verzeichnen konnten – zum Beispiel einem Kind einen Spitalaufenthalt zu ermöglichen. Später gründeten die Schneiders eine Art therapeutische Wohngemeinschaft mit sieben Kindern und Ju-



Das Buch von Christine und Christian Schneider schilderte die Jahre in den Slums.

NICOLE NARS-ZIMMER

gendlichen, die vorher auf der Strasse und auf Müllhalden gelebt hatten. Alle sieben haben inzwischen eine Grundausbildung und können ein würdiges Leben führen. Was mit die-

ser WG begonnen hat, ist zum ansehnlichen Jugendhilfswerk mit dem Namen «Onesimo» geworden (siehe Kästchen). Erstmals mit der Armut konfrontiert wurde Christian Schnei-

der als junger Mann. Im Rahmen eines Studienaufenthalts hatte er ein sechswöchiges Praktikum in den Slums von Manila absolviert. «Praktisch jede Woche sind Kinder an Krankheiten wie Durchfall gestorben, weil die Medikamente fehlten oder die Eltern sich diese nicht leisten konnten. Das brachte mich fast zur Verzweiflung.»

■ ONESIMO: HILFswerk FÜR JUNGE

Die Familie Schneider hat 1996 das Jugendhilfswerk Onesimo gegründet. Es betreibt in Zusammenarbeit mit der weltweit tätigen Organisation «Servants» in Manila eine Schule, ein Kinderheim, eine Tagesstätte und zehn therapeutische Einrichtungen. In diesen Institutionen werden **rund 200 Jugendliche betreut**. Dazu kommt eine Präventionsarbeit mit Camps und Sportanlässen, von denen 1000 Jugendliche profitieren. Die Vernissage des Buches findet am 19. Februar um 18 Uhr in der Thomaskirche in Basel statt. Der Anlass wird begleitet von einem Benefizkonzert mit verschiedenen Künstlern. Der Erlös geht an Onesimo. (ZEN)

www.onesimo.ch, www.servantsasia.org

Er wollte helfen und schloss sich den «Servants» an, einer weltweit tätigen christlichen Organisation, die in den Slums lebt und arbeitet und arme Leute unterstützt. Vier Jahre lebte er als Single in Manila, bevor er dort seine künftige Frau kennen lernte. In der Schweiz heirateten sie, das erste Kind kam zur Welt; ein Jahr später zog das Paar nach Manila, wo das zweite Kind geboren wurde.

Das Paar hat seine Erlebnisse in kürzlich veröffentlichten, 300-seitigen Buch «Himmel und Strassenstaub» nieder geschrieben. «Die Schneiders schildern grosse Verbrecher und kleine Halunken, Mörder, Stricher und Junkies als ihre lebenswürdigen Nachbarn», schreibt der deutsche Journalist Andreas Malessa über das Buch.

Familienkonzert mit Kakophonie

Kammerorchester In der Kaserne sorgte das Kammerorchester mit einem Familienkonzert für Heiterkeit.

VON ROLF DE MARCHI

Dass die Aufgabe eines Notenwirts, der Person also, die für die Archivierung, die Ergänzung und die Ausgabe von Musiknoten eines Orchesters zuständig ist, konnte man anlässlich einer Matinée des Kammerorchesters Basel in der Kaserne Basel erfahren. Bei diesem «Familienkonzert» stürzte nämlich der Musikclown Jürg Kienberger (fleissigen Theatergängern bekannt aus Inszenierungen von Christoph Marthaler) als Notenwart beim Verteilen der Noten zu Joseph Haydns Sinfonie Nr. 45 in fis-Moll, der «Abschiedssinfonie» über seine eigenen Füsse und verstreute alle Blätter am Boden.

Schnell die Noten zusammengegriffen und unsortiert weiterverteilt – da war die Katastrophe vorprogrammiert. Zum Gaudi des bunt zusammengewürfelten Publikums startete anschliessend das Kammerorchester mit einer wilden Kakophonie in Haydns schönes Werk. Kurzer Unterbruch, die Noten neu verteilt und das Orchester legte erneut los, bis sich Clown Kienberger ans Piano setzte, um nach ein paar wild in die Musik gewucherten Akkorden mit viel Radau vom Pianostuhl zu stürzen.



Jürg Kienberger mit dem Kammerorchester Basel. JURI JUNKOV

Abgesehen davon, dass Jürg Kienberger zu Beginn des «Familienkonzerts» eine etwas langfädige, für die vielen Kinder im Publikum in zu gehobener Sprache gehaltene Einführung in Haydns «Abschiedssinfonie» hielt, vermochte der Musikclown sowohl die Kids als auch die Erwachsenen durch seine Spässe und seine Darbietungen auf seinen diversen Instrumenten wie Piano, mundgeblasene Handharmonika, Glasharfe und Mineralflasche zu erheitern.

Nicht minder auch die Leistung des Kammerorchesters Basel, dass sich unter der kundigen Leitung der 1. Violinistin Julia Schröder von Kien-

bergers derben Spässen nicht aus der Ruhe bringen liess und eine packende Interpretation von Haydns Sinfonie hinlegte.

Zweites Konzert am Abend

Auf welchem hohem musikalischen Niveau das Kammerorchester zu musizieren versteht, konnte man am Abend des gleichen Tages in der Basler Martinskirche erfahren. Als Gast zu diesem Konzert hatte das Orchester die Bratschistin Tabea Zimmermann eingeladen, eine Musikerin, die schon seit Jahren sowohl in den Konzertsälen der Welt als auch auf diversen CDs den Beweis antritt, dass die Viola zu unrecht über lange Zeit als Mauerblümchen unter den Streichinstrumenten galt.

Nicht nur mit makelloser Spieltechnik interpretierte sie das exquisite Konzert für Viola und Orchester D-Dur von Franz Anton Hoffmeister (1754-1812), auch Ausdruckskraft und Plastizität des dunklen, warmen Tones waren einzigartig.

Nicht minder einzigartig auch die Leistung des Kammerorchesters Basel, das im anschliessend gespielten «Lachrymae. Reflections on a song of Dowland» für Viola und Streichorchester von Benjamin Britten (1913-1976) mit der Solistin Tabea Zimmermann zur Einheit verschmolz und die Interpretin mit seinem Spiel durch die Partitur trug. Schliesslich wandte sich das Orchester mit rassistischer Emphase der Abschiedssinfonie von Joseph Haydn zu – ohne Clown.

Einen Wutanfall in Musik umgesetzt

Gare du Nord Das also kann Musik auch: uns entgiften. Michèle Rusconi Oktett «Entgiftung – ALAT (GPT) 57 U/1» ist die tönende Reinigung ihres/unseres Körpers, die wir am Sonntagabend im Spiel des Ensemble Phoenix Basel unter Jürg Hennebergers Leitung erlebten. Die Musik entstand, wie Rusconi schreibt, «während eines fürchterlichen Wutanfalls, welcher so lange (es sind etwa acht Minuten) anhielt, bis das Stück fertig war.»

Erste Höreindrücke lassen erahnen, dass das emotionale Chaos, gesteuert von den Rhythmen des Schlagzeugs, gewaltig war, es aber auch kurze Phasen der Beruhigung gab, und dass zuletzt das Gift in einem Fortissimo-Furor doch aus dem Körper herausgeschleudert wird. Mit Erfolg, denn Frau Rusconi machte am Sonntag einen durchaus friedfertigen Eindruck.

Fast konventionelle Pause

Danach Oscar Bianchis «Primordia Rerum» für Sopran und fünf Instrumente; die Vertonung einer Passage aus Lukrez' Gedicht «De rerum natura». Dem Text vorangestellt ist eine radikale Sprachzertrümmerung, die Sylvia Nopper virtuos sang, schrie, seufzte und stotterte, eine Musik, die Bianchi als Hommage an den «biomystischen Atomismus» des römischen Dichters verstanden wissen will. Danach konnte die beinahe konventionelle Rückkehr zur Textvertonung als Wohltat gehört werden, und das nicht nur, weil Wörter im-

mer noch mehr sind als unverständlich laut, sondern auch, weil Sylvia Nopper eine Intensität der Stimme fand, die beeindruckte und berührte.

Dichter werdendes Klangnetz

Nach kurzer Umbaupause Katharina Rosenbergers «Parcours III» ein «Tableau musical based on the sound installation Room V». Überwiegend staccatoartige Klänge laufen durch die Instrumente und knüpfen nach und nach ein dichter werdendes Klangnetz, aus dem die hart gerissenen Töne des Kontrabasses herausfallen. Im Verlauf des Parcours beginnen die Bläser die Töne auszuhalten, das Netz verschliesst sich, wird zu einer Klangwand, die einen virtuellen Klangraum umgibt, in dem sich zu bewegen die Hörkraft gefordert ist.

Zum Abschluss Alex Buess' «X_syn_drome_I» für Sopran, Perkussion, Live-Elektronik und Band. Buess spricht nicht vom «biomystischen Atomismus», meint aber auch, dass «was sich zusammenfügen soll (also Textur werden will) zunächst als Getrenntes zu reflektieren» ist. Klanglich wird das ein Eintauchen in eine tönende Vor-Ordnung und ein Einhorren in eine Welt, die noch alle Möglichkeiten der Ausformung in sich hat. Klänge, die in ihrer chaotischen Unordnung durchaus faszinieren.

Musik von Schweizer Auswanderern, die wie Rusconi und Rosenberger den Weg zurück ins Heimatland gefunden haben, aber wesentliche Anregungen für ihr Komponieren in den USA erhielten. (CYB)